

Dokumentation

Der Ruhreisenstreit in der Literatur*

Dr. Krewett kündigte den Metallarbeitertarif und forderte einen achtprozentigen Lohnabbau. Obgleich die Preise einzelner Gegenstände des täglichen Bedarfs noch stiegen, wagten die Gewerkschaften angesichts der Stimmung, die seit Näblers Rede im Lande herrschte, keine Gegenforderung. Sie begnügten sich damit, die Beibehaltung der derzeitigen Löhne zu verlangen.

Der Schiedsspruch lautete auf dreiprozentige Lohnsenkung. Um den Arbeitern die Pille zu verzuckern, lautete er auch auf Zahlung des Kindergeldes bis zur Beendigung des Besuches der höheren Schule. Beide Parteien lehnten ab, der Arbeitsminister erklärte den Spruch für verbindlich.

Dr. Krewett dekretierte: „Ausgeschlossen. Das muß nun biegen oder brechen.“

Die Gruppe Westen schloß die Arbeitsstätten.

Aussperrung . . .

Der Risch-Zanderschie Konsum veranstaltete gerade eine Werbewoche mit festlicher Illumination, als der Krewettsche Blitzstrahl niedersauste. Der Freiherr, dem die Aussperrung zuwider war, weil sie sich nicht mit der Redlichkeit seines Gemütes vertrug, ließ sofort alle Lichter ausdrehen. Die Verleger der Lokalblätter, die stets die Interessen der Großindustrie im Auge hatten, stundeten den Arbeitern die Abonnementsgelder.

Die Gewerkschaften reichten eine Klage beim Arbeitsgericht ein. Dr. Krewett erwi-

derte in einem längeren Schriftsatz, von Tarifbruch könne nicht die Rede sein, da ja gar nicht gearbeitet werde, also auch keine Löhne gezahlt würden und folglich keine Gelegenheit zur Tariftreue sei. Die Materie war rechtlich schwierig. Unterdessen verrann die Zeit. Eine Woche, zwei Wochen, drei, vier. Jeden Morgen erschienen die Arbeiter auf Geheiß der Gewerkschaften vor den verschlossenen Fabrikstoren. Niemand dachte daran, sie gewaltsam zu öffnen. Dagegen erboten sich viele, mit achtprozentiger Lohnkürzung wieder anzufangen. Der Freiherr wollte diese Arbeiter zulassen. Dr. Krewett blieb fest: „Ausgeschlossen. Wir haben es nicht, wie bei einem Streik, mit gut- oder böswilligen Menschen zu tun, sondern mit der Überwindung eines falschen Staatsprinzips. Der Schiedsspruch muß beseitigt werden.“ Dr. h. c. Hiebenstein sagte: „Wir sind keine einzelnen, Herr von Zander. Wir gehören zur Gruppe Westen. Gewinnt sie, so gewinnen auch wir. Verliert sie, so haben wir vor uns und der Welt keine Verantwortung.“

So dachten die Großindustriellen alle; für den Freiherrn war es trostreich, und deshalb ließen sie Dr. Krewett schalten und walten. Grußenbaum wartete ab.

Zur allgemeinen Überraschung erklärten die Nationalsozialisten sich für die Aussperrten. Darob zur Rede gestellt, zuckte Oberst von Leutwitz die Schulter: „Wir können nicht anders, sonst laufen uns die Arbeiter in hellen Haufen davon. - Aber“, fuhr er dreist zwinkernd fort, „die Herren von der Industrie siegen ja doch. Das steht sowieso fest. Da hat unsere Parteinarbeit für die Arbeiter gar nichts zu bedeuten, wir können sie uns mit gutem Gewissen gestatten.“

Der Absatz des Eisens wurde durch die Arbeitsruhe nicht gestört. Die Lager waren gefüllt. Seit Dr. Krewett seine Pläne offenbart hatte, war mehr als je auf Vorrat gearbeitet worden. Alle Kunden waren selber Unternehmer, die für das Vorgehen ihrer Klassengenossen volles Verständnis hatten. Sie gebrauchten Rücksicht und schrieben: „Wir verzichten auf die Innehaltung der ver-

* Der folgende Text, der auf den Ruhreisenstreit 1928 anspielt, wurde dem Roman von Erik Reger „Union der festen Hand“ 1931 (Neudruck durch Scriptor Verlag, Kronberg/Ts. 1976) entnommen (S. 578 ff. und 596 ff.). Reger, bis 1927 im Pressebüro bei Krupp tätig, hat in diesem Buch Vorgänge in Firma und Familie Krupp verschlüsselt; mit „Risch-Zander“ ist also Krupp gemeint.

einbarten Lieferfrist. . ." oder: „Die Lieferfrist läuft vom Tage der Wiedereröffnung der Betriebe . . .“, und niemand deckte sich während dieser Zeit anderswo ein. In einem Bezirk, in dem die meisten Reisenden dadurch akkreditiert waren, daß sie den gegenwärtigen Chef schon gekannt hatten, als er noch Lehrling war, wechselten die Leute ihre Geschäftsbeziehungen nicht, wie man ein Hemd wechselt; und die Abnehmer aus der Klein-eisenindustrie im Bergischen und im Siegerland waren seit mehr als einem Jahrhundert mit Kapitänen, Direktoren, Prokuristen, Ingenieuren verschwägert. Mehr als je aber galt diese Tradition, seit die Union Treuhänder dieser Fabrikanten war.

Die Gewerkschaften zahlten den Ihrigen Unterstützungen aus; das war für Leute vom Schlage Heinrich Dopslaffs ein Grund, sich wieder aufnehmen zu lassen. Frau Dopslaff nörgelte: „Bist du nich 'nen Hampelmann. Dafür benutzen sie jetzt die Beiträge, die sie früher von dir eingezogen haben. Nie hast du wat davon gehabt, nich so'n Stückken, und wenn's mal wat gibt, dann bist du nich dabei.“ So meldete er sich zum vierten Male an, um es sofort zu bereuen, als er hörte, daß die Ausgesperrten ohnehin Erwerbslosengeld bekommen sollten.

Dr. Krewett zeterte: das sei Mißbrauch der Sozialversicherung. Der Staatssekretär a. D. aber wollte darin ein Zeichen sehen, daß die Stimmung im Lande umschlage: die Schwenkung einer Regierung der Konzilianz (welchen Typ übrigens er eingeführt habe) sei immer das sicherste Barometer dafür. Man laufe Gefahr, das Terrain zu verlieren, das Näßler durch seine glänzende Rede erobert habe. General von Grußenbaums Moment war da: er holte gegen den Staatsanwalt der Gruppe Westen aus und gebot einen Waffenstillstand binnen vierundzwanzig Stunden.

Die Regierung schlug vor, den Oberbürgermeister der Revierhauptstadt zum unparteiischen Schlichter zu ernennen, falls man sich im voraus seinem Spruch bedingungslos unterwerfe. Die Parteien waren einverstan-

den. Es war ein neues Verlegenheitssystem. So souverän dieser Schlichter war, so war gerade er an hundert unwägbare Kleinigkeiten gebunden. Er war so weise, wie er unter diesen Umständen nur sein konnte. Er setzte den ersten Schiedsspruch mit der Maßgabe in Kraft, daß die dreiprozentige Lohnkürzung erst in zwei Monaten eintreten und dafür nach vier Monaten durch eine achtprozentige ersetzt werden solle. General von Grußenbaum triumphierte. Er prägte die Bezeichnung „Krewettscher Pyrrhussieg“. Zwar hatten die Industriellen ein gut Teil von dem, was sie haben wollten, aber sie hatten nicht das, wofür Dr. Krewett sich stark gemacht hatte. Er war niedergekämpft und blieb nicht länger dem General koordiniert. Die Union beschloß, daß größere Arbeitskämpfe von prinzipieller Bedeutung hinfort zum Geschäftsbereich des Generals gehören sollten. Nicht einmal Kropf stimmte voll dagegen. Er erreichte für seinen Schützling gerade noch, daß er dem Favoriten als junger Mann beige-sellt wurde.

Müde und schlaff schlichen die Arbeiter wieder in die Fabriken und hielten sich die Ohren zu, wenn von dem die Rede war, wonach sie einstmals gestrebt hatten. Dopslaff nahm die allgemeine Resignation zum Vorwand, um zum vierten Male aus der Gewerkschaft auszutreten. „Diesmal endgültig“, versicherte er. Er hätte sich jetzt auch nicht mehr geschämt, den Streikbrecher zu machen.

Wie viele versicherten das, wie viele hätten sich nicht mehr geschämt!

Die Ruhe der Stadt nach der Aussper- rung war weder eine Ruhe der Erschöpfung noch eine Ruhe der Verdrossenheit, noch eine Ruhe der inneren Befriedigung; es war nur eine Ruhe der Verdauung, die Ruhe einer Stadt, die sich wieder einmal dick aß, in der man wieder einmal die Schaufenster mit dem Gefühl betrachtete, sich dies und das gönnen zu dürfen, in der man wieder einmal Geld umsetzen konnte. Daß man etwas über- standen hatte — dieses Gefühl kam nieman-

dem. Was hatte man nicht schon alles überstanden, und das Leben läpperte sich immer weiter hin, davor war keinem bange.

Der Freiherr deutete diesen Zustand dahin, daß hier doch noch die Eigenart der eingeborenen Altvorderen durchschlage, die einen Vers gehabt hätten: „Wo Isen liggt, wo Eken waßt, do waßt ok Lü, de dotau paßt. . ." Der Auftragsbestand war gut, es wurde mit Hochdruck gearbeitet, um den Produktionsausfall einzuholen, es wurde sogar sonntags gearbeitet. Der Konsum war auch während der Aussperrung offen gewesen, so war ein Teil der Unterstützungsgelder auf dem Umweg über Erbsen und Malzkaffee in die Kassen der Industrie geflossen, wohin nach Meinung der Union Unterstützungen ausschließlich gehörten. Sofort nach Wiederbeginn der Arbeit waren Vorschüsse gezahlt worden, wahlweise in bar oder in Bons für den Konsum, und da auf diese Bons Rabattmarken in vierfacher Höhe, vierundzwanzig Prozent, gewährt wurden, hatte kein Rischianer Bargeld gewünscht.

Die Arbeiter erkannten, daß ihr Wohlergehen von der Herstellung und Erhaltung des gewerblichen Friedens abhängt. Die Union wandte sich nunmehr der seelischen Frage zu.

Clemens Faulstich war es, der zuerst das soziale Problem ein Erzeugungsproblem genannt hatte: je mehr produziert werde, desto sozialer könne der Betrieb an seinen Arbeitern handeln, wobei er unter „sozial“ nicht bloß Nahrung, Kleidung und Wohnung verstanden wissen wollte, sondern vor allem das Geistige. Die Erreichung des höchsten Wirkungsgrades sei viel mehr eine menschlich-psychologische Angelegenheit als eine Sache der Technik und Organisation. Er meinte damit ungefähr, daß auch der Handlanger Heinrich Dopsloff nicht mehr „die " Arbeit, sondern „meine“ Arbeit sagen solle. „Die innere Beteiligung der Arbeiterschaft an den Rationalisierungsmaßnahmen und ihre seelische Aufzucht“ — so drückte er es aus. „Die Arbeiter, die an unseren Maschinen stehen, müssen ebenso stolz auf ihre Erzeugnisse

sein, als hätten sie alles mit der Hand gemacht. Wenn sie ein Inserat von uns sehen, so müssen sie in der angepriesenen Ware den Geist ihrer deutschen Werkmannsarbeit erkennen.“

Man kam überein, ein Laboratorium für gewinnbringende Menschenbehandlung zu schaffen, das den Namen „Ida“, Institut für deutsche Arbeitsbeseelung*, tragen und am fünften Jahrestag des Todes von Ottokar Wirtz eröffnet werden sollte.

Es fragte sich, wer die Eröffnungsrede halten müsse. Der junge Schellhase behauptete, ihm gebühre die Priorität an dieser Idee, denn er habe es schon zu Lebzeiten von Wirtz gewagt, von Seele zu sprechen. Faulstich vertrat dagegen die Ansicht, daß Herr Schellhase ihn offenbar mißverstehe; was er wolle, sei nur deine zeitgemäße Fortbildung Wirtz-scher Ideen, und deshalb müsse es von Rechts wegen auch gemeinsam mit den Gewerkschaften gemacht werden.

„Was?“ rief Kropf, „jetzt, wo wir sie so ziemlich am Boden haben, sollen wir ihnen wieder die Hand reichen?“

„Nicht, damit sie daran aufstehen, sondern damit sie sich in dieser Lage wohlfühlen.“

„Ich kenne keine Gewerkschaften mehr“, sagte rauh Schellhase junior, „ich kenne nur noch Arbeiter.“

Krogoll, der Kluge, mahnte: „Nicht wieder unversöhnlich sein, meine Herren, nicht wieder die öffentliche Meinung kopfscheu machen, wir haben die Gewerkschaften nicht niedergekämpft. Wir haben ihnen nur gut zugeredet, daß sie selbst sich abgekämpft fühlen sollten. Wir wollten sie kraftlos machen. Wir wollten sie nicht vernichten, bewahre. Wenn sie nicht mehr da wären, müßten wir sie sogar wieder erschaffen — ich meine nicht

Hiermit wird wohl auf die im Rahmen der Rationalisierungswelle gegründete „DINTA“ (Deutsches Institut für technische Arbeitsschulung) hingewiesen, vgl. Fricke, Sie suchen die Seele, Verlagsgesellschaft des ADGB, Berlin 1928.

ihre leibliche Existenz, ich meine ihr Dogma. Ihr Dogma muß bestehen bleiben. Wir werden sie nur deshalb nicht wegen der Ida bitten, weil wir überzeugt sind, daß sie später von selbst zu uns kommen werden. Wir sind die Union der festen Hand, vergessen Sie das nicht, meine Herren, und haben Sie Selbstvertrauen", schloß er mit einem faustischen Lächeln.

Dagegen erhob niemand Widerspruch, denn niemand wollte mehr ernsthaft verquer liegen. Abstimmungen gab es in der Union ohnedies nicht.

„Es darf bei der Eröffnung der Ida niemand sprechen, der schon immer in technischen oder wirtschaftlichen Zusammenhängen gesehen wurde", sagte Näßler. „Es muß eher jemand sein, der als Bewahrer der kulturellen Werte gilt und daher die Mechanisierung mit dem Wortschatz der kulturellen Werte auch für diejenigen versilbern kann, die vom Wesen der Technik, von diesem gewaltigen Geisteswerk, nichts wissen. Es muß in allem eine Überraschung sein."

„Professor Jodoci — ?" fragte Dr. h. c. Hiebenstein.

„Der sowieso", versetzte der General, „aber die Einführung muß ein Industrieller machen. Das ist eben die Schwierigkeit." Näßlers Auge fiel auf den Freiherrn.

Wenn die Wirtschaft — so begann der Freiherr sich seines Auftrages zu entledigen-, jetzt, da sie an einem bedeutenden Abschnitt angelangt sei, den Boden untersuche, auf dem sie stehe, so sei das kein Zeichen von Pessimismus, sondern von der Inbrunst des gläubigen Herzens. Man lebe nicht in einem Maschinenzeitalter; man lebe nicht in einem revolutionären Fortschrittswahn; man lebe nicht im mechanischen Betrieb der Zweckmäßigkeitprodukte; man lebe nach wie vor in einer geistig-künstlerischen Schöpfung, nämlich in der nationalen Überlieferung. Diese besage, daß jeder Arbeitsform derjenige Wert zu geben sei, den sie haben müsse, damit die Arbeit ein Bestandteil der Lebensfreude sei. Darum müßten die fal-

schen Propheten abgeholfert werden, welche die Arbeit zum Lebensfluch herabwürdigten. Die Technik an sich sei weder Segen noch Fluch, weder Fortschritt noch Untergang. Die Technik an sich sei unproblematisch, sie stelle nur die mechanische Kraft in den Dienst des täglichen Lebens der Menschheit, mit anderen Worten, sie schaffe unerläßliche Voraussetzungen. Das Materielle sei also begrenzt, aber das Ideelle sei unbegrenzt, und es sei an den Menschen, die seelische Verbundenheit zu schaffen, durch Heimatpflege, durch Kunstempfinden.

„Der Mensch lebt nicht vom Brot aHein", fuhr er fort (und man merkte, wie zwischen der Sprache seines Pressechefs seine eigene aufblühte), „das Brot, das ich esse, kann ich nur allein essen, die Kleidung, die ich trage, kann ich nur allein tragen. Eine schöne Dichtung oder eine schöne Musik kann Tausende gleichzeitig erfreuen, ohne daß der Genuß des einzelnen vermindert wird, nein, die Freude der anderen reißt ihn noch empor und erhöht seinen Genuß. Das alte Schwert ist unserem Volke genommen worden, an seiner Stelle besitzt es ein neues: die Qualität der deutschen Arbeit. Um sie noch mehr zu heben, müssen wir den Arbeiter innerlich und äußerlich frei machen, müssen wir den Pulschlag eines nationalen und religiösen Schwunges durch alle Adern der deutschen Wirtschaft treiben und im arbeitenden Volke den Sinn für die Poesie und den Adel der Arbeit erwecken. Das Wichtigste bleibt das echte Menschentum, das vom Göttlichen stammt. Ein Tropfen Menschlichkeit ist mehr als eine Wagenladung tarifvertraglicher Bestimmungen. Müßte nicht naturgemäß die Seele der Arbeiter denen gehören, die ihnen Arbeit und Brot geben? Daher muß der Arbeiter erlöst werden aus der Masse, das Menschsein muß gepflegt werden, wie es unter meinen Rischianern von jeher geschah.

Ordnen wir die Technik in das allgemeine Kunstempfinden ein, das in einem überwältigenden Eindruck auf das Gemüt besteht, so ist alles gewonnen. In diesen Tagen hat das Stahlwerk Risch-Zander eine Abraumpförderbrücke an die Mitteldeutsche Braunkohle

geliefert, ein Bauwerk, worin der Ausdruck des Schaffenswillens zur Tatkraft gebunden ist. Es ist keine feste Brücke, die auf steinernen Pfeilern oder festen Widerlagern starr in der Landschaft steht und den Verkehr über sich gelassen erduldet, sondern es ist eine Stahlkonstruktion, die angriffslustig gegen den Kohlenberg geführt wird, den gebagerten Abraum aufnimmt und in den Hohlräumen, wo die Kohle bereits gefördert ist, wieder absetzt. Es ist wie ein langhalsiges, gefährliches Urtier der Tertiärzeit, aufgestanden aus dem Boden, der es begrub, und den es jetzt, sein Schicksal rächend, aufzehrt. Hier spürt man eines Künstlers Hand. Wer aber ist der Kommandeur der Brücke? Niemand anders als der Arbeiter, der eingebettet in ein Gewirr von tausend Stangen sein Fahrzeug kühn gegen den Sand steuert, wie ein Kapitän sein Schiff gegen die Wogen.

Der Stahl ist es, der dem verarmten Deutschland zuerst gestattete, auf wirtschaftliche Weise leichteren Gestäbes Monumente zu bauen, die dem Wichtigen die Schwere nehmen. Im Stahl verbinden sich Kopf und Herz, Geist und Seele. Gebildet ist der Mensch, wenn er den Mut hat, zu gestehen, daß er vieles nicht weiß. Wissen jedoch hat er, wenn er denkt, denn denken heißt arbeiten können, und arbeiten können heißt glücklich sein. Darum ist zweierlei notwendig: die Berufsschulung und die Menschen-schulung. Die Ida, der wir an diesem außerordentlichen Tage das Leben geben, soll diesen Gedanken verwirklichen. Sie soll Führer und Geführte als denkende und fühlende Menschen erfassen. Sie soll der Selbsterkenntnis von Fähigkeiten und Schwächen dienen, damit die vorhandenen Fähigkeiten am richtigen Platze eingesetzt werden können. Sie soll keinem Menschen Schwierigkeiten hinwegräumen, sondern ihn schulen, sie selbst hinwegzuräumen. Sie soll an den einzelnen Mann herangehen, ihn lehren, sich zu erziehen und mit der Siegesfreude des Sportsmanns die Demut des Priesters zu empfinden: sie, unsere Ida, ein neuer deutscher Dom; denn Arbeit muß getan werden mit der Hand, sonst könnten wir nicht leben,

und Arbeit muß getan werden mit dem Kopf, sonst wäre das Leben nicht lebenswert, und beim einen wie beim anderen muß das Herz beteiligt sein, denn nicht der Tod, sondern das Leben muß seine Schrecken für uns verlieren."

Am Feuerwerk der Worte hatten die Köpfe seiner Zuhörer sich erhitzt. Sein Vortrag war von einer überflutenden Regungslosigkeit, seine Stimme von einer aufgewühlten Versunkenheit, alle waren ihr hingeegeben. Viele hatten vergessen, daß es noch eine Welt, einen Körper, ein Atmen gab und waren in grenzenloser Erregung aufgestanden. Nur Professor Jodoci saß bläßlich und mit gespielter Natürlichkeit da, er war neidisch auf die Effekte des Freiherrn, die ihm nun vorweggenommen waren. Wie sollte er das jetzt noch steigern? Welches Wesen zur Schau tragen? Würde sein Sprachschatz nicht versagen?

Als er dies noch mißvergnügt erwog, übernahm schon der Oberbürgermeister das Protektorat über die Ida, indem er versicherte, daß er ihr immerdar helfen werde, denn wie die Stadt, so unterhalte er persönlich seit langen Jahren innige Beziehungen zur Industrie. Darum habe er auch von den Stadtverordneten einen jährlichen Zuschuß von fünfzigtausend Mark bewilligen lassen.

Und nun war die Reihe an Professor Jodoci.

Er, der zum wissenschaftlichen Beirat der Ida ausersehen war, stand mit der kalten Herbheit eines Recken der Technik da und sprach mit dem ganzen betörenden Zauber einer unausrottbaren Romantik.

Das geistige Ziel der Ida sei, kurz zusammengefaßt, das Bekenntnis zum höchsten deutschen Menschen, der das Eigentum als Leben und seine Arbeit als Gottesdienst empfinde. Alle Wirtschaftsform sei Ausdruck einer Seelenform, und die makrokosmische Seite bestehe in der gläubigen Kraft. Der Weltgeist zweckhafter Arbeit sei mit dem Nationalgeist zweckentbundener

Schöpfung zu durchdringen, gegen die technische Überwelt sei eine bluthafte Volkheit zu setzen. „Jeder hat einmal unten angefangen, vor den Gesetzen der Wirtschaft sind alle gleich, Arme und Reiche; beide können nicht leben, ohne Geld zu verdienen, beide unterliegen demselben physiologischen Gesetz, kraft dessen sie, ohne ihrem Körper Schaden zuzufügen, nicht mehr essen können, als bis sie satt sind, beide müssen sparen, damit sie etwas ausgeben können. Wenn aber die Menschen nicht mehr von der Angst vor Armut und Hunger getrieben werden, wenn die Peitsche der Not und des Zwanges ihnen nicht mehr droht, dann erlischt ihre Arbeitskraft. Deshalb werden allein diejenigen eine Zukunft haben, die ihrem Leben ein sittliches Gewicht zu geben vermögen, jenes persönliche Pflichtgefühl, das die heutige Form der germanischen Volkstreue darstellt. Der Haß gegen den seelenlosen Mechanismus, in dessen Teufelsreich wenige Befehlshaber einer Masse von Gehorchenden gegenüberstehen, wird verschwinden, sobald der Arbeiter zwischen den untersten und höchsten Sprossen der Leiter diese selbst schaut und erkennt, daß er nur zu steigen braucht, um nach oben zu kommen.“